

Rob. Earl of Lytton als Typus eines Melancholikers.

Von Franz Muszynski in Eupen.

Das melancholische Temperament ist einem doppelten Missgeschick ausgesetzt: einige Psychologen wollen es aus der Vierzahl der Temperamente streichen, andere erklären es für eine krankhafte Anlage. Wie ich in meiner Schrift „Die Temperamente“¹⁾ näher dargelegt habe, ist keiner der geltend gemachten Ansichten stattzugeben. Das alte Wort „omnes homines (viri) ingeniosi-melancholici“ behält vielmehr die Würde eines Axioms, so dass man vielmehr eher Anlass hat, seine Ansicht bezüglich des melancholischen Temperaments zu berichtigen, als an dem gesunden Wesen desselben und der Vierzahl der Temperamente zu rütteln.

Zu den in meiner Schrift aufgeführten Beispielen will ich hier eins ausführlich wiedergeben, das ich bei Wilfrid Ward: Ten personal studies finde²⁾.

Von den Lebensumständen Earl of Lyttons genügt es, folgende anzugeben. Earl of Lytton gehört der Familie Bulwer an. Sein Vater ist der Staatsmann und Romanschriftsteller Edward Bulwer, später Edw. George Earl Lytton-Bulwer gewesen. Geboren 1831, hat Robert in seiner Jugend den ganzen Zwist zwischen seinen Eltern durchkostet. Er schlug die diplomatische Laufbahn ein, wurde 1874 Gesandter in Lissabon und 1876 Vizekönig von Indien; 1887/91 war er Botschafter in Paris und starb daselbst 1891.

Der Charakterstudie Wards ist auch das Bildnis Lyttons beigegeben. Dieser ist in sitzender Stellung wiedergegeben, wie er das Haupt in die rechte Hand stützt und den Blick in die Weite schweifen lässt. In dem sehr sympathischen Bilde Lyttons spricht sich Nachdenklichkeit und Tiefsinn aus, der reflective habit, wie Ward sagt, verbunden mit „Lauterkeit, Bescheidenheit und Geist“.

Was nun sein inneres Wesen betrifft, so hat er sich in seinen Briefen³⁾ so offen und rückhaltlos ausgesprochen, dass diese, wie Ward bemerkt, als Grundlage zu einer Selbstbiographie dienen könnten.

Geben wir einen derselben hier vollständig wieder, und wir werden bald das Wesen Lyttons einzuschätzen wissen.

„Bei Schopenhauer befindet sich eine Stelle, die mich oft tief ergreift. Ich wünschte, sie ganz mitzuteilen; doch in der Hauptsache ist dies ihr Sinn:

¹⁾ Paderborn 1907, Ferdinand Schöningh, 274 S.

²⁾ London 1908, Longmans, Green & Co., 300 S.

³⁾ Vier Bände, die letzten zwei von seiner Tochter Frau Betty Balfour 1906 herausgegeben.

Wie der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser, so kann sich auch der Mensch nur in jenem Elemente seines Lebens bewegen, das seiner Natur entspricht; und da das Leben in der Verfolgung und Erreichung von Dingen aufgeht, die gut in sich selber und im allgemeinen gut, doch nicht gleichermassen gut für den einzelnen sind, so sollte jeder Mensch aus der Menge des Guten, das ihm das Leben bietet, nur jenes wählen, das seiner Natur entspricht, hingegen alles übrige vermeiden. Doch, sagt Schopenhauer; begehrt und verfolgt so mancher Mensch Dinge nur aus dem Grunde, weil er sieht, dass andere an ihnen Freude finden und danach streben, während er unfähig ist, sich ihrer zu freuen, wenn er sie erreicht hat. Ein Mensch, der dies tut, setzt sich vielen Enttäuschungen aus, so dass sein Lebensweg, statt direkt aufs Ziel gerichtet zu sein, fehlschlägt und in die Irre führt“.

„Mein natürliches Temperament weist viel Neigung auf, Flüstergeister zu erzeugen (to beget blue devils), und wenn solche Quälgeister (imps) meine Seele belagern, erinnern sie mich an die Worte Schopenhauers, mir sagend: »Das bist Du, Mensch! Dann denke ich, dass ich, wenn ich mehr selbständig gehandelt hätte — ich meine nicht im schlechten, sondern im besten Sinne des Wortes, nämlich mit mehr Selbstbewusstsein, das sich auf das Vertrauen zum eigenen Naturstreben gründet und das unterscheidende Merkmal des Geistes (genius) ist —, ich eine Menge zu meinem Wesen nicht passender guter Dinge würde entschieden vermieden und die Verhältnisse meines Lebens in Einklang mit der natürlichen Richtung der Fähigkeiten gebracht haben, die geeignet waren, das Leben fruchtbarer zu machen. In meiner Unfähigkeit, dies zu tun, erkenne ich das Fehlen jener Bestimmung (mission), ohne welche die Denkfähigkeit (imaginative faculty) ein Irrlicht ist. Andererseits denke ich, dass, hätte ich mehr Talent und gesunden Menschenverstand gehabt, mehr savoir vivre, ich die gegebenen günstigen Umstände meines Lebens ohne weiteres, wie sie sind, genommen und gern mich ihnen angepasst haben würde, und dadurch, dass ich mich mit ihnen in Uebereinstimmung gebracht und alle widerstreitenden Impulse und Strebungen überwunden hätte, ich von einem äusserlich in jeder Beziehung so reichlich begünstigten Leben einen fruchtvollen Ertrag von Zufriedenheit würde geerntet haben“.

„Jedenfalls flüstern meine Dämonen (blue devils) mir zu, ich hätte ein glücklicherer und besserer Mensch sein können, von mehr »gesundem Geist und Fleisch bestehend«, of more »reasonable saul and flesh consisting«. Wenn jedoch die Dämonen vertrieben sind und die gesunden Geister wiederkehren, dann sage ich mir selber, was Du, meine liebe Tochter, in Deinem Briefe mir geschrieben, — dass nicht im Tun, sondern im Sein die Hauptsache liegt, dass die Wirksamkeit eines Menschen viel mehr in dem besteht, was er ist, als in dem, was er tut, dass man ein hervorragender Dichter und doch ein armseliges Geschöpf sein kann, dass wenigstens mein Leben ein überaus reiches gewesen ist, reich an verschiedensten Erfahrungen, das die Welt in so manchen Punkten berührt hat; und würde ich mich ausschliesslich auf die Pflege einer Geistesgabe (of one gift) verlegt haben, zumal der besten, ich wenigstens ein so grosser Dichter hätte werden können wie mancher meiner Zeitgenossen, wengleich ich dessen nicht gewiss bin; denn meine natürliche Abneigung und Unfähigkeit zu jeder praktischen Seite des Lebens ist so gross, dass ich ebenso

wahrscheinlich der Träumerei verfallen konnte; dass die Disziplinierung des aktiven Lebens und die verstärkte Berührung mit der Welt ganz besonders für mich gut gewesen ist, vielleicht providentiell, und das, was ich hierdurch als Mensch gewonnen, mehr als nur ein Ausgleich gegen das angesehen werden kann, was ich jemals als Künstler verloren habe. Darin liegt übrigens ein überaus grosser Trost für mich. Es unterliegt bei mir keinem Zweifel, dass mein amtliches und öffentliches Leben durchweg förderlicher (beneficial) gewesen ist, als ein anderes oder so manches andere hätte sein können für diejenigen, die ich liebe und deren Wohlfahrt mir am Herzen liegt (and to the welfare of whose lives my own can be conducive). Doch, mein teures alter ego, genug, ja, zu viel dieser selbstischen Psychologie!“

Lytton beruft sich auf Schopenhauer. Sollte man nicht meinen, dass er von dessen Pessimismus angehaucht gewesen ist? Ein weiterer Brief wird einige Klarheit darüber bringen. Vorläufig möchte ich indes einen positiven Einfluss Schopenhauers auf Lyttons Denken nicht zugeben. Was sich in dem eben mitgeteilten Briefe Lyttons ausspricht, das ist die Schwierigkeit der Lebensorientierung und die Auswirkung oder Ausgestaltung des Glückes nach Massgabe der einem jeden Menschen verliehenen Fähigkeiten. Diese Schwierigkeiten hat jeder zu überwinden, nur kommen sie dem einen mehr, dem andern weniger zum Bewusstsein. Lytton sind sie schwer auf die Seele gefallen. Die Nebelgeister (blue devils), die ihn plagten, sind nichts anderes als die Schwierigkeiten in der Abwägung seiner Fähigkeiten und Unfähigkeiten zu Dingen, die ihm hoch und weit vorschwebten, die er aber nicht klar erkannte und darum nicht zu realisieren vermochte. Uebrigens bekennt er dies ausdrücklich. Vom frühesten Mannesalter bis in die letzten Jahre seines Lebens hatte Lytton das Gefühl, dass er in seinem Leben etwas verfehlt habe, was im Bereiche seiner Fähigkeiten lag, to realise possibilities almost within his grasp. In einem seiner frühesten Briefe sagt er, dass er jede intellektuelle Grösse vermissen lassen, und doch sei er in geistige Dinge so verliebt gewesen, dass er bereit gewesen, um ihrer willen alle Welt- und Lebensfreuden dranzugeben. „Ich bin zu gescheit“, schrieb er in seinem dreissigsten Jahre seinem Vater, „wenigstens habe ich eine zu grosse Sympathie zu Verstandesdingen, als dass ich zufrieden sein sollte, die irdischen Früchte zu geniessen wie ein gewöhnlicher junger Mann, doch bin ich nicht gescheit genug, um ein grosser Mann zu werden, so dass ich wie der Sarg Mohammeds zwischen Himmel und Hölle hängen bleibe. Etwas mehr oder weniger der von Dir ererbten Fähigkeiten würde mich zu einem vollkommenen und glücklichen Manne gemacht haben“. Er betrachtete sich als einen solchen, der so manche Dinge zu wertschätzen verstanden habe, nichtsdestoweniger aber der Kraft der Konzentration ermangelte, die zur Vollendung erforderlich ist.

Das ureigene Merkmal des melancholischen Temperaments verlegt man gewöhnlich in die langsame, aber nachhaltige Reaktion. Diese Ansicht ist zutreffend, doch verlangt sie eine Erklärung aus einem tieferen Grunde. Letzterer liegt darin, dass der Melancholiker in letzter Instanz ein Ontologe ist, der sich zwischen der Potenzialität und der Aktualität bewegt, in den meisten Fällen geschieht dies so inchoativ, dass er die Dinge gar nicht oder schwerlich angeben kann, die ihn quälen und kümmern. In der Potenzialität liegen

die Geistesgeburtswehen für alle Arten von Melancholikern. Gelingt es ihnen nicht, sich aus der Potenzialität zur Aktualität hindurchzuarbeiten, dann gibt es die unglückseligen Naturen mit dem Grundzuge der Verstimmung, wie wir sie in den Pessimisten verkörpert finden. Im andern Falle gibt es die grossen Männer der Spekulation, die im Ratschluss Gottes sitzen und alle Dinge in ihren Prinzipien erfassen und ihren Ein- und Ausgang künden. Hierauf beruht meine Unterscheidung der Melancholiker in kalte und warme. Wenn man die Sache kosmologisch vertiefen will, kann man sagen, die warmen Melancholiker bewegen sich in der Phase des Periheliums, die kalten dagegen bleiben [im Aphelium] befangen.

Wenn von Lytton gesagt worden ist, dass er der Kraft der Konzentration ermangelte, so deutet dies bei ihm wie bei jedem andern Melancholiker auf ein Leben und Bewegen in den (ontologischen) Allgemeinbegriffen, aus denen die jeweiligen Temperamentäre nur schwer den Weg zur Wirklichkeit finden können. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Ihrer weiten Auffassung entsprechend wollen die Melancholiker des Geistes zu viel oder mehreres gleichzeitig erreichen. In diese Kategorie gehören die grossen Theologen und Philosophen, die in allen Prüfungen durchfallen. Sie wollen die Einzelwissenschaften nach den grössten und schwersten Handbüchern studieren; infolgedessen sind sie nie „fertig“. In Hinsicht auf das Leben sagt Johnson in seinem „Rasselas“, dass die Gaben des Lebens auf der einen und der andern Seite unseres Lebenspfades liegen. Wir haben die Wahl zwischen beiden; wollen wir jedoch beide Gruppen erreichen, so gehen wir beider verlustig. Zu gewissen Zeiten scheint Lytton gefühlt zu haben, dass dieses Schicksal gerade ihm beschieden gewesen ist. Sein Geist bewegte sich in einer so bunten Welt der Möglichkeiten, dass deren Erreichung bei keinem wie auch immer begabten Menschen einen Ausgleich in seiner Auffassung herbeiführen konnte.

In diesem Punkte nahm er an den Enttäuschungen der Poeten als solcher, ja der grössten, Teil. Sein eigener Erfolg, den er als Dichter hatte, konnte seine Sehnsucht nicht stillen. Sonach könnte es scheinen, dass nicht der Mangel an einer hohen intellektuellen Vollendung, sondern die wahre Natur einer dichterischen Verfassung für Lyttons Unruhe sprechen. Es ist ein reichliches Mass von „edler Unzufriedenheit“ bei einem Manne gewesen, der sich in Träumen der Unendlichkeit bewegte, statt sich zufrieden zu geben mit Dingen, die auf Erden erreichbar sind. Hätte er, wie W. Ward schreibt, sich entschieden dem Leben der Dichtung gewidmet, für das ihn seine poetische Natur befähigte, und die Erfolge darangegeben, die ihm das amtliche Leben eröffnete, so würde sich, wie er selber sagte, wenigstens die Zufriedenheit einer Art haben erreichen lassen; hätte er andererseits seinen Ehrgeiz auf die Laufbahn gerichtet, zu der ihn die äusseren Verhältnisse bestimmten, und seine poetische und zügellose Natur (Bohemian nature) niedergehalten, so wäre der Erfolg seines öffentlichen Lebens nicht nur grösser gewesen, sondern er würde auch die Zufriedenheit zur Folge gehabt haben.

Wenn man das Wesen Lyttons nach dem bisher Gesagten näher kennzeichnen will, muss man sagen, dass es in dem Widerstreit eines zweifachen Strebens aufging, dem des Dichters und Staats-

mannes. Da aber jeder Widerstreit aufzehrender Natur ist, so erklärt sich die Unzufriedenheit Lyttons ganz von selbst. Die pädagogischen Massnahmen für so weit veranlagte Naturen auch nur anzudeuten, würde wohl hier zu weit führen¹⁾.

Ein Künstler sollte mir seiner Zeit das Bild eines Melancholikers zeichnen, einen Idealtypus. Die Aussprache darüber war vorausgegangen. Das Bild war fertig — zu meinem Entsetzen. Es stellte einen über und über verbitterten und vergrämten Mann dar, viel hässlicher, als es der verbissene Schopenhauer gewesen. Das ist eben das verkannte Wesen des melancholischen Temperaments. Lytton war ohne Zweifel ein Melancholiker, und der Grundzug seines Wesens im Verhältnis zu seinen Mitmenschen ist alles andere, nur nicht verbittert und vergrämt gewesen. W. Ward sagt in dieser Hinsicht, dass Lyttons Grundeigenschaft „humanity“ im Sinne von Güte und Freundlichkeit gewesen ist, dass er geradezu Talent (genius) für Freundschaft hatte; seine poetischen Inspirationen seien durch freundschaftliche Sympathien angefacht worden; er habe ein gütiges und menschenfreundliches Auge gehabt, offen für alles Fühlen und Empfinden der Menschen, unter denen er sich bewegte; nicht minder war er aber auch ein genauer Beobachter des Dramas, das sein eigenes Leben ihm darbot.

Wir haben gesagt, das Wesen des melancholischen Temperamentes bewege sich zwischen der Potenzialität und der Aktualität. Bei Lytton finden wir noch ein Merkmal, es ist die Perspektivität und Retrospektivität seines Sinns und Denkens, oder wie Tennyson sagt, „the passion of the past“, das Zehren an der Vergangenheit.

Zeitungsrichten erinnerten ihn im späteren Alter an die Königin von Holland, die er in seiner Jugend kannte. Dieser Umstand drückte ihm die Feder in die Hand, um an John Morley zu schreiben:

„Tempi passati! Alles das gehört einer Generation an, die bereits heimgegangen ist. Wenn ich an meine diplomatischen Erfahrungen denke und mich der gemachten Bekanntschaften erinnere, fühle ich mich sehr alt. Ich kannte sehr genau Clay und Webster und finde, dass zwischen beiden und den amerikanischen Politikern von heute ein politisches Jahrhundert dazwischen liegt. Ich kannte den alten Fürsten Metternich, und diese Tatsache erweckt in mir manchmal das Gefühl, als wohnte ich noch heute als junger Attaché dem Kongress von Wien bei. Ich erinnere mich, wie ich als Knabe den alten Herzog von Wellington über den Soutl- und Peninsular-Krieg reden hörte, derweil er seinen ehrwürdigen Rücken (rear quarters, eigentlich den Hinteren) am Kamin des Salons im Hause Hatfield wärmte. Und dass ich den Jugenderinnerungen Guizots lauschte, kommt mir vor, als wäre es gestern gewesen. Wie schicksalsvoll und geisterhaft erscheint mir das alles. Wie wenig verschlägt das längste Leben im Fortgang der Dinge; wie weit dagegen kann nicht das kürzeste im Rückblick (retrospect) auf alle Dinge reichen; wie schnell werden wir alt, wie bald wird unser Enthusiasmus gedämpft, wie rapid überholt der Marsch der Masse den Punkt, der für den einzelnen ein Halt bedeutet! In der letzten Woche habe ich die alten an mich gerichteten Briefe

¹⁾ Vgl. Muszynski, Die Temperamente (Paderborn 1907, Schöningh) 236 ff.

meines Vaters überblickt und von jenen gesondert, die als Material zu seiner Biographie dienen könnten. Ach Gott, was für Geister diese alten Briefe erwecken! Jeden Brief, den er mir schrieb, habe ich sorgfältig aufbewahrt. Wenn ich jetzt jene Briefe aufs neue lese, die ich als Knabe in Harrow von ihm empfang, schrecke ich zurück vor seinem öfteren Tadel und erröte vor seinen Vorwürfen, als wäre ich noch vierzehn Jahre alt, und dann befällt mich ein dunkles und unheimliches Bewusstsein, ob ich nicht etwa die Vierziger auf einem ganz andern Planeten verbracht habe. Inmitten dieser alten Briefe stosse ich dann und wann auf alte Verse von mir selbst, von denen einige, wie ich glaube, geschrieben worden sind, als ich zwölf Jahre alt gewesen. O, Mitleid für diese, Mitleid, ich bitte!“

Der Melancholiker edelster Art lässt sich in seinem Sinnen und Denken nicht anders als auf dem Hintergrunde der Ewigkeit würdigen. Das ist aber auch der Grund, warum er sich in der Wirklichkeit so schlecht zurechtfindet, dass er seine Zeit vielfach im Denken verbringt, das ins dumpfe Brüten ausartet.

Verankert er sein Denken in der „sonnenhaften Mitte“, dann wird er zum Herold der Wahrheit, des Wissens und der Weisheit; der Stille und Stumme wird dann zu einem feurigen und ungestümen Vertreter und Verfechter der intellektuellen und sittlichen Ordnung.

Findet er die sonnenhafte Mitte nicht, dann gleicht er dem einen oder andern grossen Planeten, der still und stumm seine Bahnen einhält und sich in sich selbst verzehrt.

Dritte Möglichkeit: Gelingt es dem Melancholiker nicht, sich zur „sonnenhaften Mitte“ durchzuringen und sich selber in der Ordnung der Dinge wieder zu finden, dann zieht er sich, vergrämt über Verfehlung des Daseins, in sich selbst zurück, und diese düsteren Schatten seines Innern auf Welt und Leben übertragend, sieht er alles „schwarz“, er wird ein Pessimist. Der Grund dieser Geistesverfassung ist intellektuelle Verstimmung und Irreführung, die Folge aber ist Preisgabe der sittlichen Welt- und Lebensordnung.

Lytton ist kein ausgesprochener Pessimist; aber er hat so manche pessimistische Phase durchgemacht. In einer solchen befand er sich, als er an John Forster schrieb:

„O Frühling, du immer neuer Frühling, wie preise ich Gott um deinetwillen! Es ist komisch; ich kann nicht begreifen, mein lieber Forster, warum die Menschen im allgemeinen den Winter für das Bild des Todes, den Frühling hingegen für das Bild des Lebens halten. Mir kommt die Sache ganz anders vor. Im Winter sehe ich das Leben überall, wie es ist: das Leben in seiner Nutzniessung (use), in seinem Brauch und apathischen Zustande; den dauernden Mangel; den peinigenden Kampf mit Schwierigkeiten; krampfhafte Energie; die lange Gefangenschaft; das Bedürfen der Wärme. Das ist Leben! Doch der Frühling? Nein, die sich überstürzende Entfaltung (emancipation), das tiefe, tiefe Jauchzen und Frohlocken, das Erstaunliche und Ungewöhnliche der Dinge, die augenblickliche Ueberraschung, das kräftige Auftreten unfertiger Dinge, das Verlassen alter gewonnener Erfahrung, die Freude, die Unabhängigkeit, der vertrauensvolle Antrieb, der sprunghafte Eintritt ins Reich grenzenloser Möglichkeit, — das ist sicherlich der Tod, wenn anders ein Gott im Himmel ist!“

Trotz seines abweichenden Standpunktes will W. Ward Littons Aufrichtigkeit und Lauterkeit anerkannt wissen. In einer Zeit unaufrichtiger oder nur halbaufrichtiger Denkweise in den ernstlichsten Fragen wird der Charakter Littons, so meint Ward, für so manchen seine Anziehungskraft haben.

Seine Stellung zum Glauben, besonders zum katholischen, hat Lytton in einem Briefe an Ward selbst folgendermassen gekennzeichnet.

„Nach meinem Dafürhalten ist die katholische Kirche nicht nur in ihrer Liturgie und ihrem Ritus, sondern bei weitem mehr in ihrer Katholizität, ihrer umfassenden Menschenliebe, ihrer Organisation, so flexibel und doch so fest, so sympathisch und innig der Denkweise all ihrer Kinder angepasst, dass sie alle andern, die griechische oder die protestantische, übertrifft und den stolzen Titel einer katholischen Kirche rechtfertigt. Und doch würde ich nie und nimmer (for all sorts of reasons) ein Katholik geworden sein. Ich würde ein solcher sicher werden, wenn ich die allen Kirchen gemeinsamen anfänglichen Glaubenschwierigkeiten überwinden könnte. Vielleicht liegt der Hauptgrund, warum ich die Schwierigkeiten nicht überwinde, darin, dass ich keine Lust habe, sie zu überwinden, dass ich im engern Sinne des Wortes nicht glauben will (no wish to believe)“.

„In dieser Hinsicht empfinde ich meine geistige Verfassung nicht als eine irreligiöse, da sie letztlich in tiefer Verehrung gründet. Doch die von Welt und Leben uns dargebotenen grossen Probleme berühren mich nicht als Schwierigkeiten, sondern als Geheimnisse, was wenigstens in diesem Leben immer so bleiben muss. Ich kann es nicht über mich bringen, das Universum als ein Buch von Rätseln und die dogmatische Theologie als ein Buch von Antworten auf dieselben zu betrachten. Uebel, Schmerz, Geburt, Tod, das unergründliche Wesen des Rechts und Unrechts, das fortwährende unstillbare Sehnen der Seele nach einer übernatürlichen (unseen) Wesenheit, verbunden mit der eingewurzelten Unfähigkeit des Geistes, hinter die Erscheinungen vorzudringen; die schreienden Missverhältnisse im menschlichen Leben, die verwirrende Vielheit von angenommenen Offenbarungen; das nachhaltige Leiden, dem unsere höhere Natur unter Umständen ausgesetzt ist, und die relative Straflosigkeit unserer niederen Natur, — alle diese Geheimnisse betrachte ich nicht mit dem Gefühl des Schreckens, sondern mit ehrfurchtsvoller und tiefer Bewunderung. Ihre Unermesslichkeit, der Gedanke der Unendlichkeit, die sie in mir wecken, fliessen mir nicht Furcht, sondern vielmehr eine leise (vague) Hoffnung ein, eine gewisse Art von überwältigender, unaussprechlicher, passiver Ueberzeugung, dass in einer so unendlichen Ordnung von Dingen nichts unwiderruflich verloren, nichts unabänderlich verfehlt sein kann, dass nichts ohne die gründlichste Ueberlegung erscheint und vor sich geht, entsprechend einer Absicht und Macht, die alle Vernunft übersteigt. Ein überzeugter Christ könnte, wie ich glaube, es für eine gefährvolle Geistesverfassung ansehen, in der Sünde zu erstarren (being asleep in sin). Ich empfinde diese Gefahr nicht. Wenn die Betrachtung dieser Geheimnisse und mein Bewusstsein der Unerkennbarkeit des Unerkennbaren mich beunruhigte und bedrückte, — wenn diese mich in einen Zustand der Empörung und Verwirrung stürzten, — würde ich zwecks Befreiung von einem solchen Zustande mich nicht nur dem christlichen Dogma, sondern demjenigen in der autoritativsten

Form — dem am meisten autoritativen zuwenden; denn was ich dann vom Dogma brauchte und darin zu finden hoffte, wäre nicht eine vernünftige Erklärung solcher Dinge, sondern ein nötiger Führer zum Glauben in seiner unerforschlichen Wohltat, eine mächtige Stütze der Zuversicht und des Friedens in der Betrachtung desselben“.

Was wir eingangs angedeutet haben, ist in diesem Briefe klar und deutlich ausgesprochen: Lytton ist „zwischen Himmel und Hölle hängen geblieben“, er ist dem Semi-Agnostizismus verfallen, der als solcher auf jede Glückseligkeit verzichtet und in einem geistigen Schummerleben befangen bleibt. Kein Temperament ist diesem gefährlichen Zustande so sehr ausgesetzt wie das melancholische. Noch ein Schritt, und es artet in die Melancholie aus, die als Erklärungsgrund der Verzweiflung und der Selbstmorde anzusehen ist.

Wenn je ein Temperamentär in seiner Behandlung während der Schuljahre an den Lehrer hohe Anforderungen stellt, so ist es der Melancholiker. Er bedarf eines kräftigen Führers, einer machtvollen Stütze, um sich aus der Potenzialität zur Aktualität, aus der Verschwommenheit zur Klarheit und Wahrheit durchzuringen. Bleibt er sich selber überlassen, gerät er obendrein in das Fahrwasser einer falschen Bildung, dann ist an seine Rettung schwerlich zu denken. Wird er aber in das Wesen des christlichen Idealismus eingeführt, dann ist allermeistens die Möglichkeit der Wärme und der Begeisterung, der Kraft und Entschiedenheit gegeben, wodurch er als Held in Wissen und Glauben sich bewährt und dementsprechend in seinem Berufe wirkt.